

# "Ich möchte einem Architekten nicht erklären müssen..."

Autor(en): **Bichsel, Peter / Hürlimann, Thomas / Franzetti, Dante Andrea**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **82 (1995)**

Heft 7/8: **Wahr nehmen = Perce(voir) = Truth and perception**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-62269>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**Peter Bichsel**

«Wenn mir die Architektur helfen könnte – sie kann es nicht –, wenn mir die Planung helfen könnte – sie kann es nicht –, dann wäre es dies: dass sie mehr Begegnungszentren schafft, wo ich möglichst viele Leute treffen kann. Und auf der andern Seite ist Heimat für mich nichts anderes als «sich auskennen».

Sich auskennen, wissen, wieviel das Brot kostet, wissen, ob man nun einen billigen Twanner gehabt hat oder einen teuren: dies ist Heimat.

Und da ist dann wiederum das, was die Planer machen, so, oder das, was die Architekten machen, so, dass ich mich plötzlich nicht mehr auskenne (...)

Ich glaube, ein guter Teil Heimatverlust kommt von einer masslosen Überschätzung der Architektur und einer masslosen Arroganz der Architektur. Architekten der fünfziger Jahre hatten das Gefühl, sie seien die Retter der Menschheit... und haben sämtliche sozialen und menschlichen Probleme auf Architekturprobleme reduziert; und haben uns vorgemacht, sie seien unheimlich frei dabei.

Wenn sie gestört wurden von einem Kirchenrat, von einem Gemeinderat in ihrer Arbeit, so hat man einfach über die Spiesser geschimpft (...)

Alles andere, die sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, die die Planung stören und sie im Prinzip unmöglich machen, will man nicht einsehen, darf man nicht einsehen. Es wäre ein grauenhaftes Eingeständnis. Denn die Planung hat ja zu beweisen, dass es auch so geht, dass es auch unter diesen Bedingungen geht.

Ich kann Ihnen sagen, für das, was ich Heimat nenne, erwarte ich von der Planung gar nichts. Nichts! Und der Plan, der in mir Erwartungen auslöst, auf den warte ich noch. Ich bin bereit aufzuhorchen, wenn mir ein Planer Hoffnung macht. Das schweizerische Mittelland ist eine Stadt, eine hundsmiserable Stadt. Ungefähr so miserabel wie Los Angeles. Es ist eine Stadt mit einer hundsmiserablen Infrastruktur. Es ist eine Stadt mit hundsmiserablen Verkehrswegen. Verkehrswegen, die nämlich nicht der Stadt Mittelland dienen, sondern einer Fiktion von Verkehrsverbindungen von einer Grossstadt zur andern (Basel, Bern, Zürich), die es nicht gibt. Das Mittelland selbst ist nur noch Grossstadt – mit einer schlechten städtischen Infrastruktur.

Dasselbe passiert auf der Wirtschaftsseite. Man versucht uns immer als Bauernstaat darzustellen. Unsere ganze Verkehrswerbung, Fremdenwerbung, Wirtschaftswerbung suggeriert den Bauernstaat. Und dabei: Nur noch sechs Prozent unserer Bevölkerung arbeiten in der Landwirtschaft. Aber wir sind in der Schweiz darauf angewiesen, dass wir ein Bauernstaat sind; denn hinter der Fassade eines Bauernstaates treiben wir unsere üblen Geschäfte.

Wir sind darauf angewiesen, dass wir ein Dörflerstaat sind – obschon wir es nicht sind; wir sind darauf angewiesen, weil es todtraurig wäre, wenn wir einsehen müssten, dass wir in der Stadt wohnen.

Ich hasse Solothurn, und ich halte es nicht mehr aus. Und ich frage mich, weshalb ich denn in Bellach wohne. Ich weiss nämlich nicht, weshalb ich dorthin gekommen bin; ich habe mir dort mit Hilfe der Bank ein Häuschen gekauft. Kein schönes! Und ich habe durch dieses ein bisschen Verständnis für Planer und die Schwierigkeiten von Planern (...)

Ich würde unter keinen Umständen und wenn ich auch noch soviel Geld hätte ein Haus selbst bauen lassen, sondern ich würde ein bestehendes, bereits einige Zeit bewohntes, oder eines, welches der Bauherr nicht übernehmen konnte, kaufen. Ich möchte einem Architekten nicht erklären müssen, wie dieses Haus aussehen sollte, in dem ich wohnen möchte. Ich will immer noch eine Ecke, wo ich stolpern und mir den Kopf anschlagen und dann sagen kann: Schafseckel.»

**Thomas Hürlimann**

«In den achtziger Jahren wurde das Klima rapid schlechter. Die Stadtverbesserer setzten Sanierungen durch. Die IBA war dabei führend. Es wurden Scheibenhäuser gebaut. Dort hinein kamen Leute, die vieles kaputtzuschlugen und andere belästigten – und nicht nur bei den Scheibenhäusern.

Die radikalen und unsozialen Elemente drangen auch in die Altquartiere, in die alten Strassenblöcke ein, in das fälschlich als verslumpt bezeichnete Gebiet, das aber ein wunderbares, über Jahrzehnte, in Kriegen und Krisen gewachsenes Sozialgeflecht hatte. In kurzer Zeit zerstörten die Eindringlinge das soziale Gefüge und damit die Sozialsicherheit. Viele der Alteingesessenen zogen aus, zum Teil ins Altersheim, zum Teil in andere Quartiere. Das Gemeinsame ging kaputt.

Das Zerstören der sozialen Kontrolle führte zur Unwohnlichkeit, zur Entfremdung, zur Einsamkeit – ja zum Terror.

Heute patrouilliert die Polizei, aber stets mit zwei Wagen. Einer allein getraut sich nicht mehr in den Kiez. Die soziologischen «Verbesserungen» haben die Leute anonym und dadurch gefährlich gemacht.»

«Aber wenn man die Irrwege des Kapitalismus betrachtet, kann man das Siegesgeheul des Westens über den marxistischen Osten kaum verstehen. Unser System ist ein Verschwendungssystem, ein reines Verkaufssystem, in dem sich der ökonomische Wert als allgemeingültige Moral durchgesetzt hat. Leistungen werden im wesentlichen als ökonomische Leistungen anerkannt. Psychologisch gesehen, war und ist das der Motor des quantitativen Wachstums. Wie verhält sich der Planer angesichts dieses auf Gewinn und Wachstum ausgerichteten Wertsystems? Solange er diese grundsätzliche Frage ausklammert, kann er allenfalls einige Mini-Lebens-Oasen schaffen. Das ist wohl alles.

Aber natürlich sind auch diese Oasen geplant, also nicht gewachsen, daher der Eindruck der Sterilität bei Kinderspielplätzen oder andern organisierten «Freiräumen». Freiräume sind in diesem Sinne nicht planbar. Wenn man die Planung nicht abschaffen will, müsste man nach einer Form suchen, die spontan entstehenden Lebensräumen, die ja immer etwas Chaotisches an sich haben, eine Chance gibt.

Interessant ist, dass, wo sich doch noch Leben abspielt, dies gerade dort geschieht, wo die Planer es nicht vorgesehen haben. Dort aber, wo sie es vorgesehen haben, ist keins.

Darin zeigt sich eine instinktive, tief verwurzelte menschliche Haltung, nämlich: dort, wo alles durchschaubar ist, wo alles schon organisiert ist, wo ich nicht meinen persönlichen Beitrag (zur Gestaltung des Umfeldes, des Geschehens) leisten kann, dort will ich nicht spielen.»

**Dante Andrea Franzetti**

«Ich halte Städteplaner und Architekten nicht für so blöde, dass sie nicht selbst einsehen könnten, dass zwanzig Meter breite Autostrassen mitten durch die Biergärten nicht unbedingt den Inbegriff von menschlicher Herzlichkeit schaffen, dass Bankgebäude von dieser oder jener Höhe nicht unbedingt sehr herzlich sind etc. ... Ich habe mich gefragt, was es sei, das mich stört. Und ich bin dabei zum Schluss gekommen: Früher wurden die Menschen schneller alt als die Städte. Heute ist es umgekehrt. Heute werden die Städte schneller alt als die Menschen.

Wir kommen aus den Ferien heim, und «die Strasse» ist abgerissen. Was bedeutet dies? Da die Menschen älter werden, haben wir, so meine ich, ein Anrecht darauf (oder es ist eine psychische Notwendigkeit), um uns herum eine stabile Umwelt zu haben. Ich glaube, dass – weil wir selbst uns ständig verändern – wir vital darauf angewiesen sind, dass das, was «aussen» ist, sich alles in allem gleich bleibt.»

**Urs Widmer**

«Die Marxisten haben nie definiert, was die Armen mit ihrer Dummheit verbindet oder die Dummen mit ihrer Armut. Ich glaube ketzerisch, die Architekten halten mehr von Dummheit als von Armut. Ich kann es ihnen nachfühlen.

Vor Jahren fragte ich J.R. von Salis, warum auch die Tessiner, unter ihnen die berühmten Caroneser, die am Vatikan und an St.Petersburg mitgearbeitet hatten, warum auch diese Tessiner kaum mehr zu einer anständigen Architektur fähig seien. (Ich glaube), antwortete er, «es waren die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges: die Nazis, die KZ und all das. Vielleicht ist damals das menschliche Bewusstsein und alles, was dazugehört, zerstört worden.» Von Salis meinte, es sei etwas Irrationales passiert.

In seinen «Anti-Memoiren» fragt Malraux Paul Valéry, welches Ereignis er für das bedeutendste dieses Jahrhunderts halte. Valéry antwortete ohne zu zögern: «Le retour de satan».

Ja. Und wenn man den Teufel nicht verteufeln will: die Vulgarisierung ist des Teufels. Sie heisst Mittelmässigkeit, verkauft als sozialistisch-ideologisches Entgegenkommen von Leuten, die die architektonischen Heroen an die Spekulanten weitergegeben haben. Gekonnte Segler zwischen den Dummen und ihren Ausbeutern...»

**Jürg Federspiel**

Vgl. Hans Boesch: Stadt als Heimat; Schriftstellerinnen und Schriftsteller äussern sich zu Stadtgestalt, Geborgenheit und Entfremdung; Bericht 46 NFP «Stadt und Verkehr», 1993

ebenfalls erschienen als ORL-Bericht 88/1993. Die Auszüge stammen aus Gesprächen, die H. Boesch mit Schweizer Schriftstellern geführt hat.